

18. Mai 2008
Kirche des Diakoniewerks Neumünster

Jubiläumsfeier der Diakonissen-Schwesterschaft

Lebenshäuser

Überlegungen zum Jubiläumsbuch und zur Geschichte des Diakoniewerks
Neumünster

Pfr. Dr. theol. Ulrich Knellwolf

I

Das Buch „Lebenshäuser“. Absicht und Form

In den letzten zwanzig Jahren hat das Diakoniewerk Neumünster die grössten Wandlungen seiner Geschichte durchgemacht; ich erinnere an die Fusion mit der Schweizerischen Pflegerinnenschule und an die „Rückkehr“ der Braunwalder Schwestern ins Neumünster. Dass 1988 in der Person von Dr. jur. Jürg Suter zum erstenmal ein Nichttheologe zum Gesamtleiter gewählt wurde, war in mehrfacher Hinsicht ein Signal. Ich erwähne nur einige Aspekte:

- Das Diakoniewerk kann sich nicht aus ökonomischen Zwängen heraushalten. Das Diakoniewerk ist ein Sozialunternehmen. Die Beziehung von Diakonie und Ökonomie war denn auch eines von Jürg Suters wichtigen Themen.
- Diese Zwänge haben dadurch einen besonders Charakter, weil der Staat finanziell stark ins Gesundheitswesen involviert ist und entsprechend hineinredet.
- Das einfache Rezept, das seit der Gründung angewendet wurde, dass nämlich die Schwestern mit ihrer Arbeit das Spital auch in finanzieller Hinsicht trugen, funktionierte nicht mehr. Die Kosten für die zeitgemässe Medizin stiegen gewaltig, und die Zahl der Diakonissen ging stetig zurück.
- Darum kann das Unternehmen nicht mehr durch einen Theologen geleitet werden, es sei denn, er verfüge über zusätzliche Ausbildung.

Dass es zu einer solchen Wendung kommen würde, war seit längerem abzusehen. Schon 1967/68 musste eine Gruppe aus dem Stiftungsrat und dem Leitenden Ausschuss um Professor Martin Usteri und Gemeindepräsident Hans Bühler aus Zumikon in einer anstrengenden Aktion Hals über Kopf dafür sorgen, dass das Werk nicht von einem Tag auf den andern zahlungsunfähig wurde.

Nach 1988 galt es, Wege in die Zukunft zu finden sowohl für Spital, Alterszentrum und Pflegeheim wie für die Schwesternschaft. Dafür gab es Modelle, wie sie etwa Riehen und Bern gewählt haben, die auf eine völlige Trennung zwischen Spital und Schwesternschaft hinauslaufen. Neumünster wählte ein anderes Modell, das die Verbindung zwischen dem Sozialunternehmen und der Schwesternschaft aufrechterhält. Ich will das hier nicht weiter ausführen, nur sagen: Mit diesem Modell übernahm die Stiftung bewusst die Verpflichtung, das diakonische Erbe zu wahren und unter andern Verhältnissen in neuen Formen weiter zu führen. Das ist eine sehr anspruchsvolle Sache. Sie bedingt, dass das geistige Erbe der Schwestern nicht vergessen wird, die heute in der Stiftung Tätigen sich also mit dem Erbe auseinandersetzen, das in der Geschichte des Werkes liegt. Dazu gibt es in der Stiftung die Stabsstelle Theologie und die Stabsstelle Spiritualität.

Womit wir beim Buch „Lebenshäuser“ sind.

Das Jubiläumsbuch sollte – im Sinn des gerade Gesagten - in erster Linie der Schwesternschaft gewidmet sein und die Schwesternschaft ins Zentrum stellen. Denn es sind die Schwestern, die das Diakoniewerk Neumünster über anderthalb Jahrhunderte mit dem Einsatz ihres Lebens getragen und mit ihrem Glauben geprägt haben.

Wie gibt man heutigen Lesern einen Einblick in das Leben und Arbeiten der Diakonissen? Und wie gelingt es, die Schwestern als Trägerinnen des Werks ins Zentrum zu stellen?

Die Festschriften zum fünfzigsten und zum hundertsten Jahr, von den jeweiligen Vorstehern verfasst, erzählen beide die Geschichte des Diakoniewerks in grossen Linien nach. Beide Bücher sind sehr materialreich und geben einen ausgezeichneten Überblick über die Geschichte des Werkes. Doch sind sie in einer andern Zeit geschrieben; beide Bücher setzen bei der Leserschaft eine selbstverständliche Vertrautheit mit dem Diakoniewerk und seinem theologischen Hintergrund voraus. Und es treten durch die Art der Darstellung unvermeidlich die Leitung und die Behörden gegenüber den Diakonissen stark hervor. Die Diakonissen erscheinen eigentlich fast nur in statistischen Zahlen.

Ich betone, dass ich den beiden Büchern von Carl Brenner senior und Robert Baumgartner sehr viele Informationen verdanke, und dass beide ausserordentlich verdienstvoll sind. Doch war ich in einer andern Situation und hatte eine andere Absicht. Ich wollte nicht noch einmal die Geschichte in einem Zug erzählen. Ich sollte und wollte Leserinnen und Lesern, vor allem den Angestellten der Stiftung, konkrete Einblicke geben und ihnen ermöglichen, die Tradition des Werks kennen zu lernen und sich ein Stück weit damit zu identifizieren.

Dass das mit einer überblicksmässig erzählten Geschichte nicht geht, merkte ich bald. Ich musste mich von der Geschichte zu Geschichten wenden. Also zu Episoden, Anekdoten, Details. Es galt, statt des zusammenhängenden Ablaufs der Geschichte kleine Fundstücke aufzugreifen, sich dem zuzuwenden, was im grossen Überblick

übersehen wird. Nicht Fragmente sind das, keine Bruchstücke eines gewesenen Ganzen, sondern Stückwerke im Sinn des Apostels Paulus (1. Korinther 13). So kann beispielsweise eine Diakonisse hervortreten, ohne dass sie eine leitende Funktion hatte, es kann ein Detail aufleuchten, und eine scheinbare Nebensächlichkeit kann exemplarischen, gleichnishaften Charakter gewinnen.

Daraus ergab sich die Gestaltung des Buches. Unter jeder Jahrzahl sollte etwas für das Werk und für die Zeit Charakteristisches aufgegriffen werden.

Ich nenne diese Art des Erzählens gleichnishaft, weil sie Einzelheiten hervorhebt und Kleinigkeiten Gewicht gibt. Dabei kommt die Basis des Werkes besser zum Vorschein als in Überblicksdarstellungen.

Bei diesem Verfahren geraten ebenso unvermeidlich die leitenden Leute etwas ins Hintertreffen. Das schien mir aber ein verschmerzlicher Nachteil zu sein. Denn die leitenden Leute stehen ja sonst immer im Vordergrund. Und es waren eben letztlich doch nicht sie, sondern die Schwestern, die mit ihrer ganzen Arbeit und ihrem ganzen Leben das Werk trugen.

Das Nachdenken über die Form der Darstellung hat mich viel gelehrt, nicht zuletzt über Geschichtsschreibung. *Überblicksdarstellungen* betonen die leitenden Leute, die Hierarchie. An *Strukturen* orientierte Darstellungen entpersönlichen die Leute zu nackten Zahlen und soziologische Faktoren. Nur die kleinen Geschichten lassen den einzelnen Menschen hervortreten, auch wenn er kein Leitender ist.

Wir sollten nicht vergessen, sondern es theologisch ernst nehmen, dass Jesus erstaunlicherweise nicht die grosse Geschichte Israels noch einmal wiederholte, sondern kleine Gleichnisgeschichten erzählte. Das heisst: Wir sind nicht mehr auf dem Exodus, der das gelobte Land erst vor sich hat. Wir sind im Anbruch des Reiches Gottes; die Gleichnisse weisen auf die Spuren seiner Gegenwart hin. Darum entspricht die Erzählung in Anekdoten und Episoden dem Zeitverständnis des Glaubens. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Nicht die grosse Geschichtserzählung ist das Wort des Evangeliums, sondern die kleine Anekdote. Denn die grosse Geschichtserzählung lebt von Gesetzmässigkeiten. Die kleine Geschichte ist eine überraschende Neuigkeit.

Damit ist auch gesagt, dass Gottes Gegenwart, Herrschaft und Segen sich weniger im Grossen als im Kleinen zeigt. Dazu passt, wie Luther im Sendbrief vom Dolmetschen gezeigt hat, nicht der hohe literarische Stil, sondern das Reden der Mutter im Haus, der Kinder auf der Gasse und des gemeinen Mannes auf dem Markt – und die reden mit Vorliebe in kleinen Geschichten.

Daraufhin will die Form des Buches weisen. Sie will eine theologisch verantwortete Form sein.

Übrigens habe ich in den letzten Monaten erfahren, dass diese anekdotische Form Zungen löst. Mir wurden als Reaktion auf das Buch unzählige Geschichten über

Diakonissen und von Diakonissen erzählt. Die Form der kleinen Geschichten ist eben nicht autoritär; sie bringt nicht durch abschliessendes Wort zum Schweigen. Sie ruft im Gegenteil neuen Geschichten, unseren Geschichten – sie macht mündig.

II Die Gründung

Es waren politisch und religiös konservative Kreise, die 1858 in Zürich die Anregung aus Kaiserswerth aufnahmen und die Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster gründeten.

Wir können uns heute von den theologischen und politischen Turbulenzen jener Zeit kaum mehr eine Vorstellung machen. Ich erinnere nur an einige Eckdaten.

- Im Gefolge der Julirevolution von 1830 in Paris, in der die Bourbonen endgültig gestürzt wurden und der Bürgerkönig Louis Philipp auf den Thron kam, setzen sich in den schweizerischen Kantonen demokratische politische Formen durch. Die Liberalen, die sich schnell zu Radikalen wandelten, kamen ans Ruder.
- Eine Wegmarke ist in Zürich der Straussenhandel von 1839. Die radikalfreisinnige Regierung wollte den deutschen Theologen David Friedrich Strauss auf einen Lehrstuhl an der theologischen Fakultät berufen. Straussens „Leben Jesu“ war berüchtigt, weil darin das landläufige Bild von Jesus zertrümmert wurde. Konservative Volksmassen marschierten im Protest gegen Straussens Berufung vom Land in die Stadt; es gab Schiessereien und Tote. Die radikale Regierung musste einer konservativen Platz machen. In der Kirche wurde ein Konservativer, nämlich Johann Jakob Füssli, zum Antistes – also zum Vorsteher der Zürcher Kirche – gewählt. Füssli war Pfarrer am gerade erbauten Neumünster und sollte 1858 einer der Gründer des Diakoniewerks sein.
- 1847 kam es in der Schweiz zum Bürgerkrieg, dem sogenannten Sonderbundskrieg. Die konservativen katholischen Kantone, mit denen viele konservative Protestanten sympathisiert hatten, unterlagen. Daraufhin war 1848 der Weg frei für den Bundesstaat, der unter radikalfreisinniger Führung stand. Nun sollten die politischen Ideale der Aufklärung und des Liberalismus verwirklicht werden, das heisst vor allem: ein demokratischer Staat, bestehend aus mündigen Bürgern, und eine Gesellschaft, in der die Leistung und nicht die Herkunft den Ausschlag gab.
- Dass auch illusionäre Vorstellungen über die Schaffung einer gerechten Welt in der Luft lagen, zeigt sich etwa daran, dass in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Zuchthaus aus der Stadt nach Regensdorf verlegt wurde und das Irrenhaus ins Niemandsland zwischen Zürich und Zollikon. Verbrechen und Geisteskrankheit gehörten nicht mehr ins Zentrum der Stadt, sondern an den Rand. Denn sie würden bald einmal verschwinden – so erwartete man. (Vgl. ähnliche Vorstellungen im Kommunismus.). Vom neuen Staat wurde sehr viel erwartet.

Die konservativen Kreise standen solchen Hoffnungen skeptisch gegenüber. Darum sahen sie deutlicher die gesellschaftlichen Defizite und erkannten, dass sie nicht von selbst verschwanden, sondern dass etwas dagegen unternommen werden musste.

Diese Leute erkannten zum Beispiel, dass die Industrialisierung das Ende der Grossfamilie mit sich brachte, zugleich eine Wanderung vom Land in die Stadt, wo der Wohnraum knapp war. Was sollte mit denen geschehen, die bisher im Familienverband mitgetragen und miternährt worden waren? Insbesondere war das ein Problem für unverheiratete Frauen. Sie hatten keine feste gesellschaftliche Stellung. Für diejenigen aus den sogenannten dienenden Ständen blieb nur Arbeit in einem fremden Haushalt oder in der Fabrik.

Ein zweites Problem der Zeit war die Pflege der Kranken. Zwar gab es in Zürich seit den Vierzigerjahren das Kantonsspital. Ausgebildetes Pflegepersonal jedoch gab es nicht, lediglich sogenannte Lohnwärterinnen und Lohnwärter. Der Charakter des Spitals veränderte sich schnell. War es zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch ein Verwahrungs- und Sterbeort für unheilbar Kranke, die keine andere Unterkunft hatten, wurde das Spital immer mehr zum vorübergehenden Aufenthaltsort im Krankheitsfall. Verbunden mit dem medizinischen Fortschritt nahm darum das Bedürfnis nach fachgerechter Pflege gewaltig zu.

Theodor Fliedner hatte in Kaiserswerth die beiden gesellschaftlichen Probleme aufeinander bezogen und damit für beide den Ansatz einer Lösung gefunden. Unverheiratete Frauen, zu Fachkräften der Krankenpflege ausgebildet, bekamen eine gesellschaftliche Stellung. Und die Kranken bekamen fachgerechte Pflege. Das nahmen nach Leuten in der Waadt, in Basel und Bern auch die Zürcher aus dem Kreis der Evangelischen Gesellschaft auf, als sie 1858 die Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster gründeten.

Die konservativen Kreise Zürichs stellten in dem neuen Werk auch die Behördenmitglieder. Die Direktion, wie die Behörde genannt wurde, war lange Zeit geradezu ein „Who is who“ der konservativen bessern Zürcher Gesellschaft. Einmal gehörten ihr beispielsweise gleich drei Pestalozzi an, die ihrerseits wieder mit Damen aus andern alten Zürcher Familien wie Usteri, Hofmeister, Escher verheiratet waren.

Nicht zu vergessen ist die offene Hand dieser Kreise. Sie finanzierten nicht nur die Anfänge. 1868 schenkt die Familie Schulthess-von Meiss der Diakonissenanstalt ihr Landgut Wädli in Hottingen mit der Auflage, es sei daraus ein Altersheim unter Diakonissenleitung zu machen. Das Betriebskapital für die ersten Jahre wird gleich mitgeliefert. Heute steht dort das Alterszentrum Hottingen. Bei allen Erweiterungsbauten der Anstalt am Hegibach in den ersten Jahrzehnten kann man mit grossen Spenden rechnen. Das Conrad-Stift in Kilchberg wird von Conrad Ferdinand Meyer und seiner Frau geschenkt und finanziert. Das Pflegeheim Rehalp kann aufgrund einer Schenkung gebaut werden.

Es ist interessant, zu beobachten, dass die Spendenfreudigkeit der alten Familien und ihre Mitarbeit in den Behörden zurückging, je mehr aus dem Asyl, wie es ursprünglich hiess, ein modernes Spital wurde.

III

Ausbau

Die Nachfrage nach Diakonissen war von überall her schnell sehr gross. Und nach anfänglicher Zurückhaltung meldeten sich auch immer zahlreicher junge Frauen zur Diakonie. Folglich wurde kräftig ausgebaut. Und zwar dreifach:

- im eigenen Spital
- in der eigenen Alterspflege
- und durch die Übernahme von Aussenstationen. Von Liestal bis Chur waren Neumünsterdiakonissen an leitenden Stellen in Kantons-, Bezirks- und Privatspitälern tätig. Dazu kamen viele Gemeindepflegen.

Die Schwesternzahl wuchs bis ins Jahr 1946 auf 575 Schwestern. Da aber zeichnete sich bereits ab, dass man auf die Länge nicht mehr allen Verpflichtungen würde nachkommen können. So musste 1947 wegen Mangels an Schwestern der Vertrag mit dem Spital Männedorf gekündigt werden.

Mit diesem Wachstum zeigt sich immer stärker ein Grundproblem christlicher Diakonie. Was soll Diakonie sein: möglichst gründliche Behebung eines gesellschaftlichen Mankos oder punktuelle, exemplarische, gleichnishafte Hilfe?

Ich weise darauf hin, wie es im Neuen Testament, bei Jesus, ist. Er heilt nicht alle Kranken, sondern einzelne. Seine Hilfe ist immer gleichnishaft. Das heisst: Sie ist der Beginn dessen, was im Reich Gottes mit allen, mit der ganzen Schöpfung, geschieht. Damit bekommt jede Heilung durch Jesus Verheissungs- und Verkündigungscharakter. Jede Heilung ist eine Bekräftigung seiner Verkündigung des nahen Gottesreiches. Jesus hat keine Aktion zur Heilung möglichst vieler Kranker und damit zur Behebung eines gesellschaftlichen Missstandes in Galiläa unternommen. Hätte er das getan, wäre er ein Sozialpionier geworden, aber nicht ein Verkündiger des anbrechenden Gottesreiches.

Sobald diakonisches Handeln auf die völlige Behebung eines gesellschaftlichen Notstandes zielt – ganz abgesehen von der Frage, ob solche Behebung überhaupt möglich ist - droht es seinen Verkündigungscharakter zu verlieren.

Diakonie steht also immer vor der Entscheidung, was sie sein will. Will sie möglichst flächendeckend helfen – dann verliert sie den Gleichnis- und Verkündigungscharakter. Will sie gleichnishaft sein, kann sie nicht flächendeckend helfen.

Die neuzeitliche Diakoniebewegung unterschied nicht so deutlich. Sie wollte beides: flächendeckend helfen und verkündigen. Das Resultat war ein weitgehender Verzicht auf die Verkündigung.

Lassen Sie mich einen weitem Gedanken anknüpfen. Was war, so frage ich mich, die Folge einer gleichnishaften Krankenheilung durch Jesus? War es vielleicht Ansporn zur Selbsthilfe? So, dass die Krankheit nicht mehr als unveränderliches Schicksal, vielleicht sogar von Gott verhängt, aufgefasst wurde, und die Menschen begannen, einander in Krankheit beizustehen und Krankheit als etwas wenigstens teilweise Überwindbares zu bekämpfen? Dann wäre die Hilfe Jesu an Einzelne ein Anstoss zur Mündigkeit vieler. Während die Hilfe an alle auch alle von dem einen Helfer abhängig, also unmündig macht. Spiegelt sich vielleicht in der Ausdehnung der Tätigkeit der Diakonissen ein patri- und matriarchalisches Verhältnis der Helfer zu denen, die Hilfe brauchen? Jedenfalls begegnen wir diesem hierarchischen Verhältnis im nächsten Kapitel.

IV

„Eine männliche Kraft“

25 Jahre lang leiten die Schwestern das Werk weitgehend selbst. Die sogenannte Direktion aus bessern Herren, die ehrenamtlich arbeiten, kommt nur ein paar Mal im Jahr zusammen. Die täglichen Geschäfte führt die Oberschwester, unterstützt von einem Damenkomitee, das jedoch bloss beratende Funktion hat.

Das ist ein Unterschied zu Kaiserswerth, wo Theodor Fliedner und seine Nachfolger die bestimmende Instanz sind.

Die Briefe, die der starke Mann in der Zürcher Direktion, der ausgebildete Theologe und Bezirksrat Diethelm Salomon Hofmeister, nach Kaiserswerth schreibt, zeigen, dass der zunächst kleine Kreis der Schwestern nach dem Muster einer Familie verstanden wird. Man nimmt den Begriff des Mutterhauses wörtlich, wörtlicher als in Kaiserswerth selbst, wo man eher von Vaterhaus sprechen müsste.

Dann aber wird die Schwesternschaft grösser, und Hofmeister, inzwischen Präsident der Direktion, meint, man sei inzwischen keine Familie mehr, sondern eher eine Anstalt. Darum brauche es jetzt als Leitung eine „männliche Kraft“.

Auf die Idee, dass mit dem Übergang von der Familie zur Anstalt ein grundsätzlicher Kulturwandel, wie wir heute sagen würden, verbunden sei, kam offensichtlich niemand. Und folglich auch nicht auf die Frage, wie dieser Kulturwandel theologisch zu bewerten, ob er überhaupt theologisch zu verantworten sei. Es hätte ja auch die Möglichkeit gegeben, statt einer Anstalt eine Mehrzahl von Familien, also kleineren Gemeinschaften und Werken, zu bilden. Sie wurde, soweit ich sehe, nicht erwogen.

Dabei hätte man auf die Idee durchaus kommen können. Jeremias Gotthelf, der sich zwar nicht als Pietist verstand wie die Gründer des Diakoniewerks, jedoch manchem Gedanken der Zürcher Direktionsmitglieder durchaus nahe stand, hatte 1840 ein Buch unter dem Titel „Die Armennot“ veröffentlicht. Darin betont er die Bedeutung der Familie für die Kindererziehung und für die gesamte Gesellschaft. Hätte man sich in

Zürich damit auseinandergesetzt, wäre die Frage unausweichlich gewesen, ob man mit dem Wechsel von Familie zu Anstalt nicht einen theologisch bedenklichen Schritt unternahme. Ich glaube, dass 1883 die entscheidende Weiche gestellt wurde, die das Werk schliesslich zur Überdehnung und teilweise zum Verlust der geistlichen Dimension führte.

Das, obwohl man jetzt einen „Geistlichen“ als Inspektor – bald sagte man „Vorsteher“ – berief. Es erstaunt von heute aus, wie selbstverständlich in evangelisch-reformierten Kreisen der Pfarrer „Geistlicher“ genannt wurde. Obwohl man doch seit der Reformation bekannte, dass alle Christenmenschen, alle Getauften, geistlichen Standes seien. Doch wenn jetzt vom „Anstaltsgeistlichen“ gesprochen und geschrieben wird, dann setzt das eben doch einen Abstand zwischen ihm und die Diakonissen, die „nur“ Laien sind. Hätte man das reformatorische Verständnis von Geistlichkeit ernst genommen, hätte nie die Hierarchisierung entstehen können, die das Werk dann durch Jahrzehnte prägen sollte. Ich erinnere daran, dass der Vorsteher bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Schwestern duzte, und dass er weitgehend im Alleingang über Versetzungen und Dienstzuweisungen entschied.

Für die damalige Oberschwester war der Wechsel von 1883 schwierig; kein Wunder, dass sie krank wurde. Sie konnte jetzt ja nicht mehr selbständig entscheiden. Der Inspektor/Vorsteher übernahm faktisch die gesamte Leitung. Das war nur ein Fortschritt, wenn man das Werk eben als Anstalt und unter dem Aspekt ungebremsten Wachstums betrachtete. Das heisst aber, dass das Gleichnishaft, das ich vorhin geschildert habe, in den Hintergrund trat. Wir werden noch sehen, wie sich das für die Diakonissen auswirkte.

Die Aufgaben- und Machtfülle des Vorstehers sollte sich später als völlige Überforderung erweisen. Der Komplexität der Aufgabe konnte auf die Dauer niemand gewachsen sein. Der letzte Vorsteher, Hans Dürig, litt sehr unter dieser Überforderung. Nach seiner Pensionierung war es höchste Zeit, dass die Strukturen geändert, die Aufgaben aufgeteilt und ein Nichttheologe als Gesamtleiter gewählt wurde. Für eine Neustrukturierung der Schwesternschaft hingegen war es wegen des Alters der Schwestern bereits zu spät.

V

Leiden und Sterben

Als das Diakoniewerk gegründet wurde, waren die medizinischen Möglichkeiten im Vergleich zu heute sehr gering. Ein grosser Teil der Patienten kam ins Asyl, wie es bezeichnenderweise genannt wurde, um hier zu sterben. Der Spitalaufenthalt war etwas für schwerkranke Arme. Wohlhabende Leute liessen sich zuhause pflegen.

Das änderte sich im Lauf der Jahrzehnte. Und als die Diakonissen 1933 ein modernes neues Spital bezogen, fragten sich manche, ob das noch Diakonie sei. Die Einstellung zur Krankheit hatte sich grundlegend verändert. Man ging jetzt ins Spital, um geheilt

zu werden. Krankheit wurde etwas Heilbares. Der Tod war auch im Spital die Ausnahme, nicht mehr die Regel.

Hiess 1858 Spitaleintritt unvermeidlich Auseinandersetzung mit Leiden und Tod – man denke auch daran, wie gering damals die Narkosemöglichkeiten waren und wie viele Patienten bei Operationen starben -, so galt das 1933 kaum mehr. Da man 1858 viel mehr mit damals unheilbaren Krankheiten mit Todesfolge zu tun hatte, war man auf theologische Auskünfte darüber angewiesen.

Leiden und Tod wurden fast durchwegs interpretiert als Schule für den Himmel, Heimsuchung Gottes, damit man sein Vertrauen auf ihn setze. Als Grund für Leiden und Tod wird immer wieder die grundsätzliche Sündigkeit des Menschen genannt. Wir leben in einer von der Sünde geprägten Welt, und Gott will uns mit Leiden und Tod zur Umkehr nötigen.

Diese Erklärungen halten sich ziemlich unverändert durch bis ins 20. Jahrhundert. Sie treten aber immer weiter in den Hintergrund, weil sie der veränderten Einstellung zur Krankheit nicht mehr entsprechen. Der Tod wird jetzt ein Ereignis ausserhalb des täglichen Lebens, und die Theologie ist ihm gegenüber zunehmend sprachlos.

Es ist beeindruckend, das zu beobachten, und auch ein wenig deprimierend. Nicht, dass die alte Rede über Leiden und Tod kraftlos wird, ist deprimierend, sondern dass keine neue, kräftige, gefunden wird.

Dabei halte ich diese alte Rede von Leiden und Tod als Heimsuchungen des sündigen Menschen durch Gott für problematisch. Ich vermute, dass darin falsch verstandene Tröstung vorliegt. Man meint, den leidenden Menschen zu trösten, wenn man sein Leiden vernünftig begründen kann – und die Sündenlehre liefert eine solche vernünftige Begründung. Die Frage ist, ob rationale Begründung wirklich Trost ist. Aus dem Neuen Testament kommt mir ein anderer Trost entgegen – nämlich, wie Paulus sagt, die Gleichgestalt Jesu Christi mit den Leidenden und Sterbenden. Damit werden Leiden und Sterben nicht rational erklärt; sie bleiben das belastende Geheimnis, das sie sind. Aber sie sind durch die Liebe Jesu Christi, durch die er sich uns gleichgestalten lässt, erträglich gemacht und auf Heilung hin ausgerichtet. Leider kommt dieser Ansatz gegenüber dem der Sündenlehre viel zu kurz.

VI

Die Diakonissen

Die Schwestern sollten ursprünglich beides gleichzeitig sein, Pflegerinnen und Seelsorgerinnen. Man könnte von einem psychosomatischen Konzept sprechen.

Dieses wurde leider nicht konsequent durchgehalten. Der zunehmenden medizinisch-pflegerischen Ausbildung entsprach keine entsprechende theologische.

Der seelsorgerliche Aspekt tritt deshalb in den Hintergrund. Das hat mit vielerlei zu tun:

- Der medizinische und pflegerische Fortschritt intensiviert die rein fachliche Ausbildung.
- Durch die Anstellung eines Pfarrers als Vorsteher ist eine seelsorgerliche Fachperson im Haus, die diese Aufgabe zum Teil an sich zieht.
- Die Grösse des Werks führt zu vermehrter Arbeitsteilung und Spezialisierung und lässt der Pflegerin weniger Zeit für Gespräche mit den Patienten.
- Durch den Wandel des Spitals vom Asyl zur modernen Klinik verändert sich das Verhältnis zur Krankheit. Viele Erkrankungen stellen die Patienten nicht mehr vor letzte Fragen. Damit verliert die Seelsorge für einen Teil der Patienten an Dringlichkeit.
- Nicht mehr jeder Patient kann selbstverständlich auf sein Christsein angesprochen werden.
- Die Theologie wird, wie wir beobachten können, Leiden und Sterben gegenüber zunehmend rat- und sprachlos. Die überlieferten Argumentationsmuster überzeugen nicht mehr.

Die Schwestern klagen spätestens seit 1933, also seit dem Bezug des neuen Spitals im Zollikerberg, darüber, dass ihnen für die Seelsorge zu wenig Zeit bleibe. Leider wurden aus diesen Klagen kaum Folgerungen gezogen, beispielsweise die, die seelsorgerliche Qualifikation der Diakonissen zu stärken.

Ich komme zum Schluss.

Es ist Zeit, sich auf das Gleichnishaft der Diakonie zu besinnen, also in jeder Beziehung die Grenzen unserer Werke zu bedenken. Das gilt auch von den zeitlichen Grenzen. Kein Modell christlicher Existenz ist für die Ewigkeit gedacht; alle haben ihre Zeit, und die ist eines Tages abgelaufen, so wie die Lebenszeit eines jeden von uns in dieser Welt.

Die Endlichkeit und Sterblichkeit unserer Werke macht diese jedoch gleichnishaft, gibt ihnen Verkündigungscharakter und lässt sie verweisen auf das Grössere, das Gott tut. Unser Handeln ist Stückwerk. Stückwerk ist nicht Bruchstück, nicht Fragment, also nicht ein ganze Gewesenes, das zerbrochen ist. Stückwerk ist Anfang des Ganzen, das wird; es weist auf die Vollendung hin, die kommt, jedoch nicht durch uns geschieht.

Darum müssen wir Formen christlichen Lebens vergehen lassen können. Der Gedanke, etwas müsse ewig sein, weil es geheiligt sei, ist ein heidnischer Gedanke, der nicht mit dem Kommen des Reiches Gottes rechnet.

Was bleibt, sind nicht unsere Lebensformen. Was bleibt, ist die Liebe. Und die findet neue Formen. Heute seien die Diakonissen – so habe ich kürzlich zu Schwester Rosmarie von der Crone gesagt – heute seien die Diakonissen Erbtanten, die der Nachwelt einen reichen geistlichen Schatz zu vererben haben. Hoffen wir, die Nachwelt zeige sich des Erbes würdig.
